Achter Jahrgang | Nr. 45 | Bern, 24. September 1915

Der freie Schweizer Arbeiter

Wochenblatt für Sozialgesinnte aller Stände.

Offizielles Organ der evangelisch-sozialen Arbeitervereine der deutschen Schweiz.

Abonnementspreis: Bei der Post Fr. 1.— pro Vierteljahr, Fr. 2.— pro Halbjahr, Fr. 4.— pro Jahr, für Mitglieder von **Arbeitervereinen, Blaukreuz- und christlichen Jünglingsvereinen,** wenn direkt bei der **Expedition** bestellt, die Hälfte.

Redaktion: **Otto Lauterburg, Bern** Münzrain 3. Telephon 2377.

Insertionspreis: Per 4gespaltene Petitzeile 10 Cts. Bei Wiederholungen Rabatt. Man wende sich dafür an die **Expedition: Buchdruckerei J. Fischer-Lehmann** Falkenweg 3 a, Bern. Telephon 163.

Letzte Nummer des 8. Jahrgangs.

Ein Wort an die Leser.

Vor einem Jahr haben die Leser des Freien Schweizer-Arbeiter durch ihr warmes Interesse und ihre freiwilligen Beiträge das Weitererscheinen des Blattes während eines neuen Jahrganges gesichert. Dieser Jahrgang geht nun seinem Ende zu und von neuem stellt sich für den Herausgeber und seine Mitarbeiter die Frage, ob wir weiterfahren sollen. Das nur vierzehntägige Erscheinen bis Neujahr 1915 hatte zur Folge, daß die Druckkosten sich entsprechend niedriger stellten, so daß der Rechnungsabschluß mit nächstem Oktober voraussichtlich ein bedeutend geringeres Defizit ergeben wird, als in den Vorjahren. Soweit jetzt zu erkennen ist, wird von dem letztes Jahr durch die Leser beschafften Reservefonds noch etwas für einen folgenden Jahrgang übrig bleiben. Falls einige Freunde auch dies Jahr wieder zu einem kleinen Beitrag willig wären, würde die Fortführung des Blattes für ein weiteres Jahr finanziell zu wagen sein, vielleicht müßte man sich dann wieder zeitweise mit 14tägigem Erscheinen begnügen.

Dem Herausgeber persönlich aber macht noch ein anderer Umstand die Fortführung des Blattes etwas schwierig. Durch die warme Unterstützung des Leserkreises vor einem Jahr ist ihm die vermehrte Verantwortung auferlegt worden, dafür zu sorgen, daß das Blatt den gehegten Erwartungen auch wirklich entsprechen werde. Und nun, am Ende des Jahrgangs, muß er mit Beschämung feststellen, daß er selber seit Ende Februar dazu rein nichts mehr beigetragen und für das Blatt keine Zeile mehr geschrieben hat. Freilich hat Herr Pfarrer Sutermeister die Redaktion in uneigennütziger und vorzüglicher Weise geführt, und es gebührt ihm dafür auch an dieser Stelle warmer Dank. Aber der Herausgeber fühlt sein eigenes Gewissen dadurch nur wenig entlastet. Ich habe auch den Eindruck, daß die Leser sich darüber verwunderten und mit Recht eine Erklärung und Rechtfertigung erwarteten. Und ich ergreife diese Gelegenheit gerne, um mich auszusprechen.

Im Februar dieses Jahres beauftragte mich der schweizerische Bundesrat, gemäß einem gegenseitigen Abkommen mit der französischen und deutschen Regierung, die deutschen Gefangenen in Frankreich als protestantischer Pfarrer zu besuchen, nachdem ein katholischer Freiburgerkollege schon am Neujahr seine Besuchsreise zu den französischen Gefangenen in Deutschland angetreten hatte. Im Mai ging dann noch ein katholischer Schweizergeistlicher nach Frankreich, und ein protestantischer nach Deutschland. Ich selber befand mich seit Anfang März bis Ende Juli mit nur kurzen Unterbrechungen in Frankreich, und zwar fast fortwährend auf der Reise. Es handelte sich nicht darum, sich als wirklicher Seelsorger für eine Anzahl Gefangenen-Depots eines größeren oder kleineren Bezirks irgendwo längere Zeit festzusetzen, sondern die französische Regierung wies mir der Reihe nach, zuerst die Bezirke der Bretagne, dann diejenigen von Südfrankreich (Gegend von Bordeaux, Toulouse, Montpellier) an, in denen ich sämtliche Gefangenen-Depots und namentlich die zahlreichen, weit im Land herum zerstreuten Arbeitskommandos aufzusuchen hatte. Diese umständlichen und andauernden Reisen erforderten bei all den zahlreichen Verkehrserschwerungen, die der Krieg überall mit sich bringt, sehr viel Zeit. Damit hing eine ziemlich umfangreiche amtliche und private Korrespondenz zusammen. Die Erledigung der häuslichen Angelegenheiten, die nur mit großen Verspätungen und auf Umwegen zu meiner Kenntnis kamen, nahmen den Rest der verfügbaren Zeit in Anspruch.

Schon als ich den mir gewordenen Auftrag annahm, sah ich voraus, daß ich für den „Freien Schweizer-Arbeiter“ keine Zeit mehr verfügbar haben werde und war daher über das Anerbieten des Herrn Pfarrer Sutermeister sehr dankbar. Die gemachten Erfahrungen haben dann die Erwartung mehr als bestätigt. In keinem Augenblick meiner Reise hätte je die Rede davon sein können, irgenwelche Artikel zu schreiben. Die Leser zwar haben sicher von mir allerlei interessante Berichte erwartet über das, was ich in Frankreich und bei den Gefangenen sah und erlebte. Und dazu hätte ich ja in der Tat fast jede Woche mehr als genug Stoff zu einem Artikel gehabt, und vielleicht auch allerlei süße oder gepfefferte Würze daran. Aber gerade derartige Mitteilungen irgendwelcher Art waren mir rundweg verwehrt, wenn ich nicht meine ganze Tätigkeit in Gefahr bringen wollte. Zurückhaltung und Diskretion ist bei einer derartigen Aufgabe oberste Pflicht, und bleibt es bis zum Schluß. Selbst wenn ich je Zeit und Muße zum Artikelschreiben gehabt hätte, was wie gesagt, tatsächlich nie der Fall war, lag die Sache so, daß ich über die Dinge, die mein ganzes Interesse beanspruchten und meine Gedanken erfüllten, nichts schreiben durfte, und daß mir andererseits die heimischen Angelegenheiten, über welche ich ja unbedenklich hätte schreiben dürfen, viel zu fern blieben. Schweizerische Zeitungen kamen mir fast keine in die Hände, und so fehlte mir der derartige Stoff völlig. Damit hoffe ich, vor den Lesern mein langes Stillschweigen ausreichend erklärt und gerechtfertigt zu haben.

Seit Anfang August bin ich nun allerdings wieder in der Heimat, und zwar mit Wonne, das kann ich versichern! Aber zunächst gab es private Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, und sodann war von Woche zu Woche ungewiß, ob und wann ich wieder nach Frankreich zurückreisen müßte, um meine Aufgabe in neuen Bezirken wieder aufzunehmen. Und bis zur Stunde ist diese Frage noch unentschieden. Demgemäß weiß ich auch gar nicht, ob ich mit dem neuen Jahrgang selber wieder die Leitung des Blattes werde übernehmen können. Bleibe ich in der Schweiz, so wird das möglich sein, kehre ich nach Frankreich zurück, dann eben **nicht**.

Umsomehr bin ich Herrn Pfarrer Sutermeister zu Dank verpflichtet, daß er sich bereit erklärt hat, die Redaktionsarbeit zunächst und solange weiter zu führen, bis ich wieder endgültig in die Lage gesetzt bin, sie selber zu übernehmen. Wenn die Leser dem Blatte treu bleiben, wie bisher, so kann also voraussichtlich der „Freie Schweizer-Arbeiter“ seinen neuen, neunten Jahrgang antreten. Hoffen wir vor allem, daß er einst werde mithelfen können, den ersehnten Völkerfrieden zu begrüßen! Das wird dann eine Freude und ein Dankgebet zu Gott geben, wie wohl seit dem Ende des dreißigjährigen Krieges anno 1648 nie mehr! Und dabei möchten wir noch mitfeiern können!

Ich schließe mit einem freundlichen Gruß an die Lesergemeinde und mit der Bitte, sie möchten noch einmal mit unserm Blatt die Fahrt wagen!

Der Herausgeber: O. Lauterburg.

Die Bettagsansprachen im Kriegsjahr.

Am Sonntag vor dem Eidg. Dank-, Buß- und Bettag wird von den reformierten Kanzeln eine Ansprache verlesen als Einladung zu einer würdigen Bettagsfeier. Dieser Aufruf ist früher häufig vom Regierungsrat erlassen worden (Gottfried Keller hat z. B. mehrere geschrieben), heute sind es, soviel ich sehe, mit Ausnahme von Appenzell A.-Rh. und Glarus, die Kirchenbehörden, denen diese Aufgabe zufällt, meist nicht zum Schaden der Sache. Da und dort besteht die schöne Sitte, den Aufruf öffentlich anzuschlagen (so im Aargau und zum Teil im Kt. Bern), was ja dem ursprünglichen Gedanken des Bettags gut entspricht. Es scheint aber, daß auch der Bettag immer mehr ein Tag des **Kirchenvolkes** wird, so sehr auch mißbräuchlich in einzelnen Gebeten steht: „Heute tritt **unser ganzes Volk** vor Dich.“ Denn sind auch mehr Volksgenossen als gewöhnlich am Bettag in den Kirchen zu sehen, so ist doch die Mehrheit des Volkes draußen und unter ihnen sehr viele nicht nur dem Leibe nach; wir dürfen uns da keiner Selbsttäuschung hingeben. — Aber auch so sind doch noch Bettagsansprachen und Bettagspredigten schätzenswerte Gelegenheiten den Erstern im Volk den Mut zu stärken und die öffentliche Meinung segensreich zu beeinflussen.

Offenbar sind diejenigen Bettagsansprachen die besten, in denen der Schreiber und die Behörde nicht von der Kanzel herab predigt, sondern da der Verfasser in stiller Sammlung vor Gott sich mit Schuld und Not des Volkes zusammengeschlossen und den Weg aus diesen heraus gesucht und gefunden hat.

Den diesjährigen Bettagsansprachen merkt man allen den Ernst der Zeit besonders an. (Denen, die um die guteidgenössische Gesinnung unserer welschen Miteidgenossen bange ist, möge zum Trost dienen, daß gerade die welschen Ansprachen besonders kräftig den **Einheitsgedanken** im Vaterland betonen.)

Einmütig sind alle im **Dank**, denn

„Daß unser kleines Land nicht hineingerissen wurde in diesen Sturm, das geht über unser Bitten und Verstehen und muß uns im Tiefsten bewegen, sonst sind wir die undankbarsten, erbärmlichsten Menschen.“ (Zürich.)

Und edel will die Ansprache des aargauischen Kirchenrates diesen Dank zugleich weiten zum Mitgefühl über die Grenze hinaus:

„Zum zweiten Mal werden wir unsern eidgenössischen Bettag in der Kriegszeit feiern. Sind wir nicht alle erschüttert von dieser Tatsache? Und soll die Grundempfindung an unserm vaterländischen Feiertag nicht ein tiefes, das ganze Volk durchziehendes Mitgefühl für die vom Kriegstaumel ergriffenen und von der Kriegsfurie heimgesuchten Völker sein? Als ein kleines Glied in der großen Völkerfamilie empfinden wir das große Unglück mit, das die uns befreundeten Völker getroffen hat. Und wenn wir am Bettag als Volk zusammentreten, so wollen wir vor allem dieser Empfindung Ausdruck verleihen.“

Ursache des Dankes sind nicht nur die Bewahrung vor dem Kriegsunglück, die Erfolge unserer Behörden uns die Zufuhr der unentbehrlichen Lebensbedürfnisse zu sichern, der gute Zustand der Truppen, sondern auch, daß uns vergönnt war, viel Elend zu lindern und so ein lebendiges Zeugnis für unsern Herrn und Erlöser abzulegen (Genf).

Auf den Dank folgt die **Klage** und Selbstanklage, daß wir der Güte Gottes so wenig uns würdig erzeigen:

„Dunkle Schatten lagern auch über den Schweizergauen. Ein Geist des Mißtrauens und der Entfremdung schleicht durch die Reihen der Eidgenossen und ist schwer zu vertreiben. Dazu kommt, daß Unzählige zu Stadt und Land durch diese gewaltige Zeit nicht ernster, nicht tiefer, nicht gerechter und selbstloser geworden sind. Es ist nichts, rein gar nichts anders geworden in ihrem Leben. Während in den kriegführenden Ländern Tausende ihren Gott und ihre Seele gefunden haben, stehen bei uns so viele immer noch auf dem hohlen Grund eines gottentfremdeten Lebens, Hohe und Niedere, Reiche und Arme. So wird uns diese Zeit erst recht zum Gericht.

Wenn wir nicht ernster werden, wenn nicht ein ganz neues Verantwortlichkeitsgefühl unter uns hervorbricht, gehen wir trotz der Verschonung durch den Krieg den größten Gefahren entgegen“ (Zürich).

Diese Zeit muß eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit bringen, auf den Krieg soll der wahre Friede folgen, worüber die Aargauer Ansprache trefflich sagt:

„Aber je länger der Krieg dauert, desto ernstlicher müssen wir uns fragen: haben wir auch vom Krieg gelernt, was er uns lehren soll? Größer als das Unglück des Krieges selbst wäre das andere, wenn die Völker Europas und wir mit ihnen vom Kriege nichts lernten. Neben den militärischen, den finanzpolitischen und den nationalökonomischen **Kriegslehren** gibt es noch andere, die viel tiefer reichen und viel höher hinauf weisen. Eine der klarsten Offenbarungen des Krieges ist die, daß das Reich Gottes noch weit davon entfernt ist, die Herzen der Menschen und der Völker zu besitzen. Denn „das Reich Gottes ist Gerechtigkeit und Friede und Freude im heiligen Geist“. Wohl zweifeln wir nicht, daß der heilige Geist in manchen Herzen, auch in Kriegerherzen, seine heiligende, tröstende, stärkende Wirkung entfaltet. Aber da heute Ungerechtigkeit, Krieg und Trauer riesengroß vor uns stehen, statt Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geist, so ist es offenbar, daß zahllose Herzen sich dem Reich Gottes verschlossen halten, und daß es nur in Unvollkommenheit, aber nicht in Kraft und Vollendung unter uns vorhanden ist. Wenn wir auch selber keinen Krieg führen, so haben wir doch allen Grund, mit den andern Völkern uns unter diese Erkenntnis zu beugen. Das soll am Bettag unser stärkster Bußgedanke sein!

Allgemein ist auch in unserm Lande die Sehnsucht nach **Frieden**. Aber wenn wir den Frieden wollen, so müssen wir auch den Weg des Friedens kennen und gehen. Und der Weg des Friedens besteht darin, daß wir von ganzem Herzen und mit aller Entschiedenheit das Reich Gottes suchen. So wird jene wichtige Mahnung Jesu von neuem lebendig: Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch alles andre zufallen. Alles andre — auch der Friede! Der Weltfriede und der Friede im Kleinen; der Friede in den Häusern und in den Herzen; der Friede zwischen den Parteien und zwischen den Erwerbsgruppen — er kommt von selbst dadurch, daß das Reich Gottes kommt. So können wir bei aller kriegerischen Bereitschaft und beim kraftvollsten Willen, unser teures irdisches Vaterland zu verteidigen, doch Friedensmenschen sein, und für das köstliche Gut des Friedens wirken, indem wir das Reich Gottes suchen und als Gabe Gottes in unserm Innern empfangen.

Laßt in diesem Jahre die Festzeit und ihre Verkündigung nicht an Euch vorüberrauschen, liebe Mitbürger! Wir wollen uns von neuem und im tiefsten Herzen Gott, unserm Vater in Jesu Christo, anschließen; wir wollen lernen, in allen Stücken nach seinem Willen zu leben; denn darin zeigt sich die Zugehörigkeit zum Reich Gottes. Und wir wollen flehen mit aller Kraft, daß der Gott, der durch unsern Herrn Jesum Christum sein Reich auf Erden gegründet hat, es neu gründe in vielen Menschen unsrer Zeit. Dann werden wir auch die Segnungen des Gottesreiches erfahren.“ —

So hat es dies Jahr nicht gefehlt an tiefgehenden eindringenden Mahnungen und herzlichen Bitten — und nun tue jeder das Seine, daß dieser denkwürdige Bettag seine gute Saat nicht umsonst ausgestreut habe! S.

Umschau.

Ueber das Eisenbahnunglück in Dietikon ist all diese Wochen eine rege Diskussion in Fachkreisen und in der weiteren Oeffentlichkeit ergangen, und das Resultat ist etwa dieses: Die Hauptschuld trägt nicht der Stationsgehilfe, sondern die Kreisdirektion, die eine geradezu „ungeheuerliche“, „unglaubliche“ (Züricher Post) Stellwerkanlage seit Jahren bestehen ließ. Im „Berner Tagblatt“ sagt ein Sachverständiger darüber: „Der gesamte Verkehr hat in den letzten Jahren ganz gewaltig zugenommen, aber die Anlage ist noch die nämliche wie vor 20 Jahren. Schon längst hätte die Station Dietikon umgebaut werden sollen, aber die Kreisdirektion 3 hat es stets verstanden den Umbau hinauszuschieben und jetzt hat sie allerdings das zweifelhafte Verdienst, die Bauzinsen seit vielen Jahren erspart zu haben. Wohl figurierten seit Jahren auf dem Baubudget große Summen für den Umbau daselbst, aber diese Posten dienten nur zur Dekoration.“ Der Sachverständige schließt seinen Artikel:

Man wird auf obige Darstellung jedenfalls fragen: Ja, haben wir denn keine Kontrolle durch das Eisenbahndepartement als Aufsichtsbehörde? Und da möchte ich einwenden, daß eine Kontrolle zwar vorhanden ist, aber diese ist so ziemlich machtlos, denn die Bundesbahnen sind stärker als die Aufsichtsbeamten des Departements. Es hat bei jedem Anlauf noch immer die Spartendenz der S. B. B. gesiegt. Man entferne also zuerst die kostspieligen Kreisdirektionen und lasse durch die unabhängigen Organe des Eisenbahndepartements eine bessere Kontrolle ausüben. Es will aber scheinen, die schon längst verlangte Reorganisation der Bundesbahnverwaltung werde nicht so bald kommen, denn sie ist eben auch eine politische Frage, zumal sämtliche zwanzig Mitglieder der Generaldirektion und der Kreisdirektionen der radikal-demokratischen Partei angehören und diese will man aus naheliegenden Gründen nicht aus dem Sattel heben. Da muß schon eine Initiative aus dem Volke kommen: es werden sich auch so noch genug Widerstände einstellen. Sapienti sat!

Eine Illustration zu der verkehrten Spartendenz der Bundesbahnen, die in diesem Fall Menschenleben vernichtet, Menschenglück zerstört und auch materiell das Gegenteil dessen erreicht hat, was sie beabsichtigte, gibt ein Artikel in No. 37 der „Eisenbahnerzeitung“, der von einer Sitzung des **Kreiseisenbahnrates II**, vom 4. September erzählt:

Die Herren kamen gegen 12 Uhr mittags in Olten an und konnten schon um 3 Uhr wieder wegfahren. Wieviel von diesen drei Stunden für das Mittagessen beansprucht wurde, entzieht sich unserer Kenntnis. Es lagen folgende überaus wichtige Verhandlungsgegenstände vor:

1. Genehmigung des Protokolls der letzten Sitzung,
2. Quartalbericht der Kreisdirektion,
3. Budget pro 1916 (zu dem der Rat übrigens nichts zu sagen hat, denn das macht die Generaldirektion so wie es ihr paßt).

Diese „Tagesleistung“, mit der die Existenzberechtigung des Kreiseisenbahnrates wohl genügend bewiesen ist, kostet die S. B. B. bloß die Kleinigkeit von ca. 700 Franken.

Von den Propheten Israels.

(Das Christentum und die soziale Krisis 1.)

Von W. Rauschenbusch.

6. (Fortsetzung.)

Die Krisis und die Wendung zur individuellen Frömmigkeit.

Die Männlichkeit und Menschlichkeit der Propheten und diese Kraft des Wachstums, die unsere Begeisterung erregen, waren der umfassenden Weitherzigkeit ihrer religiösen Interessen und ihres Glaubens zuzuschreiben. Die ganze Welt war Gottes Feld, alle Angelegenheiten des Volkes waren Angelegenheiten der Religion. Jedes große Ereignis in der Geschichte war ein neuer Beitrag für ihre Theologie.

Diese Gestalt der Religion wurde **vernichtet**, als das nationale Leben selbst durch fremde Eroberer zerstört wurde. Die **Nation** war der Gegenstand der Prophetie gewesen und jetzt war die Nation als solche erloschen. Wie konnten die Propheten noch länger der nationalen Gerechtigkeit das Wort reden, wenn das Volk nicht mehr die Möglichkeit hatte, in Freiheit gerecht zu sein? Politische Agitation im Volke hätte unter einem eifersüchtigen fremden Herrscher revolutionäre Agitation bedeutet, und wäre nie geduldet worden. So kam es, daß alle religiöse Leidenschaft, die ehemals in soziale und politische Kanäle hineinfloß, eingedämmt und zurückgetrieben wurde. Gebet und fromme Andacht des Einzelnen oder in Versammlungen von Frommen war die einzige mögliche Aeußerung des religiösen Gemüts. Die religiöse Geschichte und der zeremonielle Gottesdienst Israels waren das einzige Band nationaler Einheit, das Bestand hatte.

In **Jeremia** vollzog sich die Wendung nach der **individuellen Frömmigkeit** hin. Rings um ihn her brach die Nation zusammen. Seine prophetische Tätigkeit hatte fehlgeschlagen, das Volk weigerte sich seine Worte als die Worte Jehovahs anzunehmen. Aber er vernahm die eindringliche innere Stimme Gottes und das Bewußtsein dieser seiner persönlichen Vereinigung mit dem Herrn war seine Stütze und sein Trost. Eben durch seinen Mißerfolg und seine Leiden entwickelte sich zwischen der Seele des Propheten und seinem Gott eine zarte, persönliche Beziehung. Andere auserwählte Geister fanden sich in derselben Lage. Der Einfluß der Schriften Jeremias weckte in anderen jene persönliche Frömmigkeit, die das Resultat seiner eigensten Erfahrung gewesen war; denn die religiöse Erfahrung besitzt eine merkwürdige Fähigkeit ihre Art weiter zu pflanzen und sie immer wieder neu hervorzubringen. Ein Beweis hiefür sind die Bekenntnisse des **Augustin** und der Mystizismus eines **Bernhard von Clairvaux**. Jehovah war der Gott der Nation gewesen und des einzelnen Menschen insofern er zur Nation gehörte. Nun die Nation untergegangen war, streckten die Gottesfürchtigen und Demütigen in ihren Leiden und ihrer Vereinsamung die Glaubenshand nach ihm aus und empfanden seine Nähe in persönlichen Liebesbeweisen und innerem Beglücktsein. So

nichts so abgestoßen hat, wie die vielfach angetroffenen ekelhaften Betten und dazu noch die unheimlichen Schlafräume mit ihrer Stinkluft, in den Herbergen zur Heimat mit ihren sogenannten christlichen Hausordnungen* wie in den Verkehrswirtschaften gleich gruselig. Anderen Reisenden mag es in solchen schmutzigen Buden recht wohl gewesen sein, wie dem Schwein, das sich bekanntlich nur behaglich und mollig fühlt, wenn es sich im größten Schmutze wälzen kann. Aus solchen unangenehmen Räumen hat man sich dann lieber wieder geflüchtet und in Gottes freier Natur ein schönes Ruheplätzchen ausgesucht, gleich dem Erzvater Jakob, dem auf der Flucht nach Mesopotamien ja auch keine komfortable Herberge zur Einkehr offen stand.

Der Landstreicher oder Vagabund wird auf der Landstraße bald erkannt an seinem lumpigen Gewand, er trägt die Trümmer seiner Habe gewöhnlich in einem Nastuch, nicht wie die ehrenwerten Gesellen, die ihre Siebensachen fast durchwegs in einem Rucksacke nachtragen. Es kann ja noch gesagt werden, daß es natürlich auch vornehm gekleidete Vagabunden gibt, die aber dann schon mehr zu den geriebenen Gaunern gezählt werden können, und sich in besseren Gesellschaftskreisen bewegen, von denen wir hier aber nicht reden. — Ganz komische Kerls findet man unter diesen fahrenden Brüdern; den einen ist es im Leben zu eng, nirgends auf der Erde fühlen sie sich heimisch und nirgends können sie sich festsetzen. In ihrem Innern lebt das brennende Verlangen nach etwas Neuem. Andere finden keine Hosen nach Geschmack; werden sie von wohltätiger Seite wieder einmal ordentlich eingekleidet, dann gehen sie hin und reißen oder schneiden ein Stück ab Hosen oder Frack, die Knöpfe werden ebenfalls entfernt und dafür Schnüre angebracht; ein sonderbarer Geschmack ist den Subjekten eigen, die nur eine zerfetzte und zerlumpte „Kluft" an ihrem Leibe sehen und leiden können, aber in dieser Erscheinung erregen sie bei den Leuten stets Mitleid. Alle Achtung vor sich und die Fähigkeit der Selbstbeurteilung ist diesen Sorten verloren gegangen.

Der Urheber und entsetzliche Verderber dieser Existenzen ist fast bei allen der Dämon Alkohol. Von Ort zu Ort führt sie die Hand des Schicksals, je weiter der Weg geht, umso tiefer kommen sie hinein in das Land der Sünde. Nichts bleibt den Verwahrlosten erspart: in den tiefsten Schmutz müssen sie hinabsteigen, das entsetzlichste Elend legt sich erdrückend auf sie, tötet alles, was noch an Gutem und Edlem in ihnen gewesen und läßt sie endlich selbst zu Grunde gehen.

Die bisherigen Beobachtungen und Erfahrungen von dem Wandern habe ich im Sommer gemacht. Welches Bild die wandernde Bevölkerung im **Winter** zeigt, das kann ich aus eigener Anschauung nicht beschreiben, weil ich in der glücklichen Lage war, dann nicht auf der Landstraße zu sein. Aber soviel weiß ich aus dem Verkehr in den Herbergen und Verkehrslokalen, dahin es mich auch nach der „Walze" stets als fühlender Genosse der Wandernden zog, daß die Landstraße in den Wintermonaten von wanderndem Volke viel mehr belaufen wird, als im Sommer, und demgemäß werden auch die Herbergen in größerem Maße in Anspruch genommen. Auf den Winter walzen immer ein großer Teil der Arbeitslosen in die Großstädte, wo Wärmehallen und Asyle den Obdachlosen zur Verfügung stehen — solche soziale Einrichtungen fehlen meines Wissens in den Schweizer Städten. Trotz diesem Zudrang in die großen Städte weisen auch die kleinstädtischen und ländlichen Herbergen und Verkehrslokale im Winter mehr Schlafnächte auf, als im Sommer. Die Ursache dieser Vermehrung der wandernden Bevölkerung im Winter ist wohl die erhöhte unverschuldete Arbeitslosigkeit — die ständige Begleiterscheinung unserer Zeit — es ist eine besondere Art der erwerbslosen Zeit, die sogenannte Saison-Arbeitslosigkeit, von der namentlich das Baugewerbe betroffen wird. Der rasche Zuzug der Bevölkerung in die Städte hat die Bautätigkeit mächtig angeregt und entwickelt und ein Heer von Arbeitern geschaffen, das besonders im Winter und in Zeiten geringer Bautätigkeit beim allgemeinen wirtschaftlichen Rückgang zeitweise wieder zu einem Heer von Arbeitslosen wird. Zur gleichen Zeit finden wir auch landwirtschaftliche Kräfte, Knechte und Taglöhner, sehr zahlreich ohne Arbeit; solange eben die landwirtschaftlichen Arbeiten ruhen. Weitere Betriebe müssen ebenso fast den ganzen Winter hindurch feiern, so vor allem in der Modewaren- und Luxusindustrie, sowie in den Geschäften, die auf Weihnachten für den Geschenktisch oder für die Bekleidung arbeiten. Statt einem gedeckten Weihnachtstisch wird vielen Arbeiterinnen und Arbeitern der Kündigungszettel zuteil.

* Die Red. Doch nicht überall!

Die Wirkungen dieser beschäftigungslosen Zeit auf die von ihr Betroffenen und ihre Familien und indirekt auf die Allgemeinheit sind unheilvoll. Die nächste Folge ist Entbehrung, Mangel und Not; der Arbeitslose, wenn er keiner Organisation angehört, verfällt mit seiner Familie der Armenunterstützung oder der privaten Wohltätigkeit, von denen beide Institute so viel demütigendes an sich haben und ihre Gaben manchmal so widerspruchsvoll austeilen, daß eine ordentliche Portion Heuchelei und Kriecherei dazu gehört, um das Wohlwollen zu gewinnen. Diese Wohltätigkeit bedeutet ja auch nur einen Tropfen Wasser auf einen heißen Stein und erheischt nur insoweit Interesse, als aus ihren Leistungen heraus das Maß von menschlichem Elend zu schlußfolgern ist, gegen das Staat und Gesellschaft vergeblich und mit ganz unzureichenden Mitteln anzukämpfen versuchen. Mit Recht tönt es aus den Herzen der Armen:

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Für die 35- bis 40jährigen Familienväter wird eine erwerbslose Periode in unserem zwanzigsten Jahrhundert doppelt schwer, da sie bei einem wirtschaftlichen Aufschwunge ja kaum wieder Arbeit finden. Diese Männer werden von Fabriktor zu Fabriktor getrieben, überall wird ihnen achselzuckend und bedauernd entgegnet: „Zu alt", Worte, die zwar seit Jahren in der Arbeiterwelt gefürchtet sind, aber jetzt in der Kriegszeit wieder mehr gehört werden. Diese Abweisung wird von privaten wie kommunalen Unternehmungen praktiziert; aber für die Anstrengungen der immer noch tobenden Kriegskämpfe in Wind und Wetter haben sich nun die „wirtschaftlich unbrauchbaren" Männer wieder tauglich erwiesen. Diese rücksichtslose amerikanische Unsitte geißelt der bekannte Proletarierdichter Martin Drescher vortrefflich in folgendem Gedicht:

Tausend Mann auf die Straße geschmissen!
Tausend Arbeiter brotlos gemacht!
Ist eine Krise eingerissen?
Haben die Tausend ans Streiken gedacht?
Nichts von Allem! Ihr Brot erraffen
Wollten sie ehrlich, wie klein das Gehalt,
Aber sie sind zu alt zum Schaffen:
Mit fünfunddreißig Jahren zu alt!

Freilich mich dünkt, es nähme nicht Wunder:
Wie hier die Arbeit am Arbeiter saugt,
Würd' er schon vorher kraftlos wie Zunder,
Wär' er mit dreißig bereits verbraucht.
Doch jene Tausend — es tönt kein Klagen
Ueber ihr Nichtstun höhnisch und schrill;
Einziger Grund sie davonzujagen,
Ist daß man Jüngere haben will.

Fragt ihr: Was soll aus den Tausend werden?
Teufel, was geht das die Unternehmer an!
Helfe jeder sich selber auf Erden,
So gut oder schlecht er eben kann.
Mögen die einen ins Zuchthaus wandern!
— Gar kein so übler Aufenthalt —
Mögen bettelnd stöhnen die Andern:
Mit fünfunddreißig Jahren zu alt!

Jüngere und noch ledige Erwerbslose werden, wenn sie sich nicht in Schulden verspinnen wollen, andere Plätze aufsuchen, wo sie vielleicht noch gebraucht werden können. Da aber zahlreiche Gruppen Arbeitsloser nicht nur von einer Stelle, sondern von allen Industrie- und Arbeitsstätten gleichmäßig abgestoßen werden, wird ein großer Teil von der Unruhe gepackt und gerät ins Wandern, ihre letzte Zuflucht auf der Landstraße suchend, versinken sie schließlich ins sogenannte Lumpenproletariat, von dem nur noch ein Schritt ins Vaganten- und Verbrechertum geht, in dem sie dann mit Schrecken untergehen. —

Wie aber leben die arbeitslosen Proletarier draußen? Nur wenige verstehen das Mitleid wohltätiger Menschen so zu erregen, daß sie immer satt sind und vielleicht ihre Schnapsflasche gefüllt ist; die solideren Arbeiter wenden sich an die in Deutschland neu eingeführten Arbeiterkolonien oder melden sich in den Verpflegungsstationen, die mittellosen, arbeitsfähigen und arbeitsuchenden Wanderern gegen geleistete mehrstündige Arbeit, die im Straßenkehren, Holzspalten oder Steinklopfen unter Aufsicht besteht, Kost und Nachtlager bieten und so wenigstens vor größter Not schützen. Diejenigen aber, die auch dieses Almoseninstitut meiden, fechten sich so durch, daß sie nicht verhungern oder erfrieren — leben einfach jämmerlich — wie es in den letzten Wintern vielen ergangen ist, die durch die lange Arbeitslosigkeit existenz- und heimatlos geworden sind. Wer will einen Stein auf sie werfen, wenn sie in ihrem Jammer zur Schnapsflasche greifen und dann verderben und sterben?

Einer großen Masse ist in solchen miserablen wirtschaftlichen Verhältnissen ein Aufsteigen unmöglich geworden, eine angenehme Zukunft versperrt, sie können ihres Lebens nie froh werden. Erst einer neuen, besseren Wirtschaftsordnung wird es vorbehalten bleiben, mit all den entsetzlichen Tatsachen aufzuräumen. In unserem kleinen Lande wenigstens, sollten wir es so haben können, wie es das Alte Testament schon vorschreibt: „Es soll kein Bettler unter euch sein."

M. H.

Aus den Vereinen.

Sektion Bern. Die Sitzung am 20. September war gut besucht. Die Behandlung der Traktanden löste eine rege Diskussion aus.

Es wurden einige nächstliegende Programmpunkte festgesetzt, als wichtigstes das ernsthafte Anstreben eines stadtbernischen Arbeitersekretariates für die christlich gesinnte Arbeiterschaft.

Für Herrn Nationalrat Jaeggi, Redaktor der schweizerischen Konsumzeitung wurde ein Zutrauensvotum gegenüber den maßlosen Angriffen der sozialdemokratischen Presse beschlossen.

Zur Gemeindeabstimmung über die Subventionsgesuche für Volkshaus und Bürgerhaus wurde Freigabe der Stimme beschlossen. Solange Unternehmen von christlichen und philantr. Gesellschaften systematisch nicht subventioniert werden, hat die christlichgesinnte Arbeiterschaft keinen Anlaß, sich mit aller Anstrengung für andere ins Zeug zu legen.

A. R.

wurden die Todesqualen des nationalen Lebens zu den Geburtswehen des persönlich-religiösen Lebens.

Dies war ein wundervoller Triumph der Religion, ein Beweis von der Unzerstörbarkeit des religiösen Lebens, von weitreichender Bedeutung für die Religion der Zukunft und für die ganze Menschheit. Die tiefsten Quellen des Menschtums kamen ans Tageslicht, wie es dem Menschen klar wurde, daß er persönlich von Gott geliebt sei und daß er sich seine Seligkeit erringen könne, nicht nur als Glied seines Volkes, sondern als Individuum, kraft seines Menschseins.

Diese Tatsache hat auf diejenigen, welche die Geschichte des hebräischen Volkes studierten, einen solchen Eindruck gemacht, daß sie annahmen, diese Wendung in der Religion sei ein reiner Gewinn. Sie sagen: der Bau der Religion in der Seele des Einzelnen konnte nun selbständig dastehen, und das Gerüst der politischen und sozialen Religion konnte abgerissen werden, seine Stützen brauchte man nicht mehr. Man nimmt an, daß Jeremia und seine Nachfolger erkannten, daß die äußeren Mittel, mit Hilfe derer man ideale Gottesherrschaft verwirklichen wollte, fehlgeschlagen hatten und daß sie nunmehr beratschlagten, wie eine neue Vereinigung wiedergeborener Seelen zu bewerkstelligen sei. Sie wandten der jüdischen Nation den Rücken und schufen die jüdische Kirche.

Das scheint mir eine irreführende Konstruktion der geschichtlichen Lage zu sein. Trotzdem es wahr ist, daß das Streben der Religion nach Vergeistigung dieselbe gewiß persönlicher machte, sollte doch jede neue religiöse Stufe alles beibehalten, was auf der alten wahr und gut gewesen ist. Wenn der religiöse Wert des Individuums entdeckt wurde, weshalb sollte darob der religiöse Wert des Gemeinwesens vergessen werden? Tatsache ist, daß diese Beschränkung des religiösen Lebens auf den Einzelnen kein, aus freier Wahl getroffener, wohlüberlegter Fortschritt für denselben bedeutete, sondern daß sie ihm durch die bittere Notwendigkeit aufgezwungen worden ist. Die Religion fand das weite Gebiet des nationalen Lebens verwüstet, in feindlichen Besitz geraten, und so zog sie sich in die Bergfesten des individuellen Seelenlebens zurück. Gewiß bedeutet es einen Sieg des religiösen Glaubens, wenn ein Mensch, der sein Leben lang ein Krüppel, bei völliger Leistungsfähigkeit, in hoffnungslosem Zustande voller Schmerzen auf dem Siechbette zu liegen verurteilt ist, trotz allem seinen Glauben an Gott unversehrt bewahren kann, ja wenn sich in seine Seele sogar ein solch festes Vertrauen auf Gott, der ihn also geschlagen hat, einwurzelt, daß Andere an sein Bett eilen, um dort durch sein bloßes Dasein und seinen Anblick zum Glauben zu gelangen. Aber das ist nicht normale Religion. Religion ist die Weihe des ganzen Lebens und ihre Gesundheit spendenden Kräfte werden immer geschwächt, wenn man ihr den freien Zutritt zu gewissen Organen verweigert, durch welche sie sich auswirken möchte. Die Wiederherstellung der Nation war selbst im Exil der leitende Wunsch der Propheten. Sie drangen auf persönliche Heiligung, nicht weil sie darin das Ziel aller Religion, sondern weil sie hierin die Bedingung und Garantie zur nationalen Wiederherstellung erblickten. Persönliche Religion war ihnen vor Allem das Mittel zum Zweck, und der Zweck war sozial.

Wir können die Bedeutung und den Wert der persönlichen Religion, die sich unter den abnormen Verhältnissen der Fremdherrschaft und nationalen Niederlage ausbildete, ihrem vollen Inhalte nach schätzen und dennoch offen gestehen, daß dieser Gewinn auch einen verhängnisvollen Verlust in sich barg, und daß eine unter abnormen Verhältnissen sich entwickelnde Religion Gefahr läuft, selbst abnorm zu werden. Diese Befürchtung wird durch die folgende Entwicklung des religiösen Denkens und Lebens bestätigt. Ezechiel, der während des Exils lebte, liefert den Beweis dafür, was die Trennung der politischen und religiösen Interessen bewirkt. Auch er hegte übrigens immer noch die nationale Hoffnung. Am Schlusse seines Buches beschreibt er seine Vision von dem wieder erbauten und hergestellten Jerusalem. Die alten sozialen Ueberzeugungen leben noch immer in ihm, die gerechte Verteilung des Landes z. B. ist ihm wichtig. Und doch sind das politische Gemeinwesen und das Königtum bloße Schatten, die Erinnerung an sie geschwächt, und die Hoffnung, sie wieder zu erlangen, unbestimmt und farblos geworden. Andererseits steht die Gemeinschaft der Gläubigen mit den Priestern als Führern nunmehr deutlich im Vordergrunde; die moralische und religiöse Betonung ist eine andere. Ihr Ideal einer Stadt war nicht so sehr eine Stadt, in welcher vor Allem Gerechtigkeit herrschte, als eine Stadt des richtigen Gottesdienstes. Die älteren Propheten hatten die Sünden von Mensch gegen Mensch verdammt, insbesondere Ungerechtigkeit und Unterdrückung; Ezechiel hält sich dagegen bei der Sünde gegen Gott auf, insbesondere zielt er auf die Abgötterei. Nicht Gerechtigkeit, sondern Heiligkeit war erstes Erfordernis geworden, und Heiligkeit bedeutete der Hauptsache nach zeremonielle Korrektheit. Die rechtschaffene Nation wurde in eine heilige Kirche umgewandelt. Ezechiel war zum Propheten berufen, aber ein Priester von Geburt und Erziehung, und wenn man seinen literarischen Stil, die Art wie er das Leben ansieht, und seine geistige Kraft mit der der alten Propheten vergleicht, bekommt man dabei unwillkürlich das Gefühl, Zeuge eines religiösen Zerfalls zu sein. Das klassische Zeitalter war vorbei. Die Religion ward enger und schwächer geworden, sobald sie sich von den großen nationalen und humanen Interessen trennte und sich in eine geistliche und kirchliche Gemütsverfassung hineinzwängen lassen mußte.

Dieser Eindruck vertieft sich noch, wenn wir der kleinen Kolonie jüdischer Puritaner folgen, die, als sie in ihre Heimat zurückkehrten, unter Armut und Angst Tempel und Stadt wieder aufbauten. Wir haben später noch Gelegenheit, hervorzuheben, wie stark das religiöse mit dem weltlichen Leben, aus dem es sich entwickelt hat, verbunden ist. Es wäre ungerecht zu erwarten, daß das religiöse Leben, das sich in den geschlossenen Kreis um den wieder aufgebauten Altar des Herrn versammelte, dieselbe kühne Ursprünglichkeit, denselben kraftvollen Geist besitzen sollte, die eine hoffnungsreiche, unabhängige Nation durchfluten. Aber ebenso unweise ist es, diesen Religionstypus als eine höhere Entwicklung der Religion zu empfehlen.

Es war eine ernste solide Gemeinschaft geprüfter, auserlesener, religiöser Menschen mit einem großen Uebergewicht der Priester. Staunenerregender Mut und Zähigkeit, heldenhafte Bekenntnistreue, Zartgefühle persönlicher Frömmigkeit und eine Andacht, welche an Inbrunst diejenige der bessern Zeiten weit überwog, charakterisierte sie, aber die ernste Stirne dieser Religion hatte eine bläßliche Farbe. Sie war gesetzlich, starr, eintönig, ein Ding, das sich selbst genügte, ausgeschlossen von der Spontanität und Natürlichkeit des großen Lebens. Die prophetische Stimme war verstummt, das prophetische Feuer erloschen. Die Schriftgelehrten saßen nun da, wo die Propheten gestanden hatten, und das heilige Buch trat an die Stelle des lebendigen Wortes. Das Drängen auf Heiligkeit ward nachdrücklicher als je, aber die Auffassung dessen, was „Heiligkeit" bedeutet, war allmählich abgeschwächt. Die Propheten hatten die Religion auf die Höhe der Sittlichkeit erhoben. Der stark sittliche Einschlag ging der jüdischen Religion zwar nie wieder verloren, aber die zeremonielle Zutat durchdrang sie immer mehr und wurde als der nahezu wichtigste Bestandteil der Heiligkeit betrachtet. Die Religion wurde aufs neue priesterlich und rituell, und verlangte scheue gesetzliche Ehrfurcht für ihre Aeußerlichkeiten. Sie wurde allmälich von den Einflüssen beherrscht, denen Jesus und Paulus sich widersetzten. Es war dies ein ähnlicher Entwicklungsgang wie derjenige des Christentums, als die ursprüngliche Vergeistigung durch Paulus in die kirchliche Geistlichkeit und das Zeremoniell der katholischen Kirche überging. So ist dies also nicht die klassische Periode Israels, von der wir uns begeistern lassen möchten, sondern es ist die Periode, in welcher die persönliche Religion gepflegt wurde. Ihre Lehrer predigten keine Politik, sondern befaßten sich lediglich mit Fragen der Anbetung Gottes und mit den Angelegenheiten der Kirche. (Fortsetzung folgt.)

Soziale Bilder aus dem Wanderleben.

Von einem ehemaligen Handwerksburschen.

(Fortsetzung.)

Um nun landauf und landab nicht immer als die „Altbekannten" oder als „Stammgäste" zu erscheinen, behelfen sie sich mit der Gesichtstoilette und dem Garderobewechsel, um ihrem Aeußeren einen neuen Anstrich zu geben und so immer wieder als „Fremde" aufzutauchen. Bald erscheinen die Gaunergenies glattrasiert, bald mit Vollbart oder Schnurrbart etc. in ihrem altbekannten Kundenkreis. Sie täuschen das Volk im Lande so geschickt wie der Schauspieler auf der Theaterbühne das Publikum, der sich in verschiedenen Hauptrollen bald als König, oder Zigeunerhauptmann, oder Bauer zeigt und gebärdet. Die weniger schlauen und nicht so abenteuerlich veranlagten Landstreicher, unter denen besonders die jüdischen Wanderer stark vertreten sind, durchziehen das Land mit einem Hausierartikel, den sie aber nur mitschleppen, um den öffentlichen Bettel intensiver zu betreiben und ihn damit zu verdecken.

Es gibt Landstreicher, die, wenn die Not gar zu stark auf ihnen lastet, sogar die Handwerksburschen auf der Straße um Unterstützung angehen, auch in den Verkehrslokalen wurde man von armen Teufeln um ein Almosen angeredet. Viele „Walzbrüder" in schäbiger Kluft glaubten fast in jedem anständig gekleideten Handwerksburschen eine goldene Gans gefunden zu haben, an der jeder rupfen könne. Wenn es irgendwie möglich war, wurde seinem armen Leidensgenossen eine kleine Gabe nie versagt, es heißt ja nicht umsonst:

Nicht an des Reichtums Pforten klopfe,
Wenn du erleidest bittere Not:
Man heißt dich gehn mit harten Worten
Und reicht dir nicht ein Stückchen Brot.
Geh' hin zu deinem armen Bruder,
Ist er auch nicht ein frommer Christ,
Wird er doch alles mit dir teilen,
Weil er selbst weiß, was Hunger ist.

Unter den gewöhnlichen „Kunden" war man sich schon weniger gewöhnt, daß Almosen verlangt wurden. Man verkehrte auch schon intimer mit den Reisekollegen seiner Art, und bei den vielen Kreuzungen mit solchen auf der Straße wurde fast immer eine kurze Rast gemacht, die stets verbunden war mit kurzweiligen Plaudereien. Die Rucksäcke wurden abgenommen, vielleicht visitiert, um sich nach einem Leckerbissen umzusehen, der gewöhnlich in trockenem Brote bestand, das der hungrige Handwerksbursche mit ebenso großer Begierde verzehrte, wie die Herren und Damen ihr Diner an einer reich besetzten Tafel, wo siebenerlei und mehr Speisen aufgetischt werden. Der Magen des wandernden Burschen muß sich — wenigstens nach meinen Erfahrungen — in der Hauptsache mit Wurst und Brot zufrieden geben, und das ohne daß man Verstopfung oder Durchfall zu leiden gehabt hätte. Es kommt bei dieser einfachen Nahrung auch nicht vor, wie z. B. bei vielen Leuten in „gebildeten" Kreisen, daß der Magen durch die Vielerleiesserei fast zu einer Saustande wird, dessen darin sich bildende Gase fast für einen zehnpferdigen Motor genügen würden.

Bei den geselligen Zusammenkünften auf der Strecke hatte man sich jeweilen gegenseitig die besten und billigsten Nachtquartiere angewiesen und dabei nie vergessen, auf das dort vielleicht vorhandene Ungeziefer in den Bettstellen aufmerksam zu machen. Ich darf hier auch gleich anführen, daß mich von all den widrigen Erscheinungen auf der Wanderschaft